

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND
1996

LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

ALBRECHT SCHÖNE

»SOLCH EIN GEWIMMEL MÖCHT ICH SEHN,
AUF FREYEM GRUND MIT FREYEM VOLKE STEHN.«
(Faust II, 11579f.)



Foto Bockmann

Berlin, südliches Eingangsgebäude in die ehemalige Stalinallee

Herr Bundespräsident,
verehrte Damen und liebe Herren,

einen Festvortrag hat man mir für diese interne Ordenssitzung freundlicherweise nicht abverlangt. So trete ich jetzt auch nur als erster Sprecher einer ganzen Reihe von Beiträgern auf. Alle an diesem Mannschaftsspiel Beteiligten werden sich zu einem überschaubar kurzen Goetheschen Text eigener Wahl äußern (den Sie dabei in den ausgegebenen Mappen vor Augen haben).

1822 hatte der Anthropologe Heinroth Goethes Erkenntnis- und Darstellungsweise als die eines »gegenständlichen Denkens« zu bestimmen versucht, und Goethe reagierte darauf mit seinem Aufsatz ›Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort.« An dieser Formulierung sollte sich unser heutiger Versuch ein wenig orientieren. Ernst Gombrich, der leider nicht dabei sein kann, sah sich durch solch ein Programm an eine (auch von Rubens gemalte) Vision des hl. Augustinus erinnert: der hat, nach langem Ringen um das göttliche Geheimnis, am Meeresstrand ein Kind gesehen, welches mit einer Muschel den Ozean auszuschöpfen suchte. Der Vergleich leuchtet ein. Nur gibt auch schon eine Muschel voll Meerwasser den Geschmack des Ganzen. Und unsere Wasserproben in nuce werden an so verschiedenen Stellen entnommen, daß sie wohl auch die Größe dieses Meeres – meint: die Reichweite des Goetheschen Œuvre ermessen lassen und etwas von seiner fortwirkenden Anregungsfülle zu erkennen geben.

Ein Philosoph wird nachher reden, dann ein Architekt, ein Theologe, ein Rechtsgelehrter, ein Historiker, ein Altphilologe, ein Nationalökonom, ein Archäologe. Wolfgang Gerok hat, aus einem sehr traurigen Grund, im letzten Augenblick absagen müssen; sonst wäre auch noch ein Mediziner dabei gewesen. Aber wenn der zeitliche Rahmen es zuließe, hätte man sich darüber hinaus noch viele weitere Wasserproben gewünscht. Die eines Naturwissenschaftlers vor allem (weil Hermann Haken nicht hat kommen können). Kein Physiker also, kein Chemiker, Geologe, Mineraloge, Biologe, Oph-

thalmologe oder Meteorologe. Leider auch kein Staatsmann und kein Verwaltungsbeamter. Ebenso keine Schauspielerin (Maria Wimmer hätte sich wohl an Goethes ›Regeln für Schauspieler‹ entzündet – oder wir hätten sie bitten können, einem seiner Dichtwerke ihre Stimme zu geben, vielleicht dem herrlichen Gedichtzyklus der ›Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten‹). Leider ist heute nicht einmal ein Schriftsteller in unserer Runde. Auch haben wir seit 1924 keinen General mehr in den Orden gewählt, der durch Goethe als ausgewiesenen Sachkenner der Kriegskunst eine ›bedeutende Förderung‹ hätte erfahren können.

Aber da ist ein Ende ohnehin kaum abzusehen. Zu dem, was Martin Walser vortragen wollte, wenn er sich hätte beteiligen können, hat er mir geschrieben: Wenn jemand einwendete, es werde doch Spezialitäten geben, für die Goethe nicht herbeizitiert werden kann, oder ob man etwa behaupten wolle, auch ein Kongreß von Nierenverpflanzungsspezialisten dürfe sich auf ihn berufen, dann würde er darauf verweisen, daß Goethe im Winter 1805 auf 1806 unter fürchterlichen Nierenkoliken gestöhnt habe: »Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!« Walser: »Er war eben vor allem ein Genie des Direkten. Soviel gesunde, junge Tote mit herrlichen Nieren – ach, hätte er doch eine davon! Die Franzosen hatten Weimar besetzt, vor Goethes Haus standen Wachen zu seinem Schutz, die hörten ihn nachts schreien, wenn Bilsenkraut und Opium die Schmerzen nicht mehr dämpften.«

Zu meiner eigenen Sache. Wie alle anderen jetzt rede auch ich nur über einen kurzen Text, eigentlich sogar nur über zwei Verse, aus der ›Faust‹-Dichtung. Aber während alle weiteren Beiträger leider nur jeweils 10 Minuten Redezeit haben, darf ich bitten, mir dafür etwa eine halbe Stunde zuzubilligen. Ich hole also ein wenig weiter aus.

Zu den Institutionen der heutigen ›Stiftung Weimarer Klassik‹ gehört (neben Goethes Haus am Frauenplan mit dem Goethe-Museum, neben dem Schillerhaus und Schiller-Museum, der Herzo-

gin-Anna-Amalia-Bibliothek, dem Gartenhaus an der Ilm und vielen anderen Erinnerungsstätten, Museen, Schlössern, Park- und Gartenanlagen innerhalb und außerhalb Weimars) auch das auf der Höhe am Stadtrand gelegene Goethe- und Schiller-Archiv – in dem wir uns jetzt nur deshalb nicht befinden, weil es keinen zureichend großen, geschweige denn einen so schönen Versammlungsraum besitzt wie den unseren hier im Palais der Herzogin-Witwe Anna Amalia.

Dieses Archiv ist eingerichtet worden, als 1885 der letzte Nachkomme Goethes starb. Das Testament des Enkels Walther Wolfgang von Goethe übereignete damals das Haus des Großvaters mit seinem gegenständlichen Nachlaß, Einrichtungen und Sammlungen dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, gab das alles also in staatlichen Besitz. Der handschriftliche Nachlaß hingegen, mittlerweile arg verwahrlost, kam in den persönlichen Besitz der Großherzogin Sophie (eben darauf gründen sich die Rückübertragungsansprüche, welche neuerdings ein Prinz von Sachsen-Weimar und Eisenach für eine Erbengemeinschaft geltend macht). Diese Großherzogin erst ließ das Familienarchiv öffentlich zugänglich machen – was die Enkel bis dahin verweigert hatten. So kam die seit 1887 in ihrem Auftrag erscheinende 133-bändige Ausgabe von Goethes Werken zustande, eine ›historisch-kritische‹, also auch die Textvarianten erfassende Edition, für deren Zwecke der Handschriftennachlaß in seine heutige Ordnung gebracht worden ist. 1889 kam Schillers Nachlaß hinzu (›Goethe- und Schiller-Archiv‹ heißt diese Institution seither), neben vielen anderen Nachlässen dann 1924 auch der Georg Büchners, nach 1945 noch das Nietzsche-Archiv, und durch viele Schenkungen oder Ankäufe sind die Bestände immer weiter bereichert worden.

Frage man, welche unter den hier behüteten zahllosen Handschriften Goethes das kostbarste Besitztum dieses Schatzhauses sei, würde man wohl die 187 Blätter umfassende Reinschrift des Zweiten Teils seiner ›Faust‹-Dichtung nennen: hergestellt von Goethes Schreibern John und Schuchardt, mit den (autorisierten) Korrekturen der Gehilfen Eckermann, Riemer, Göttling und mit seinen ei-

genhändigen letzten Eingriffen. Aus diesem Manuskript hat der alte Mann 1832 noch einmal vorgelesen, den ganzen unveröffentlichten ›Faust II‹, nur seiner Schwiegertochter Ottilie. Dann hat er das Manuskript eingesiegelt, einen Druck zu Lebzeiten nicht mehr zugelassen. Selbst an Ort und Stelle im Archiv wird den Benutzern aus guten Gründen nicht mehr diese hochverletzliche Kostbarkeit, sondern nur ein Film der Handschrift vorgelegt. Daß sie – zusammen mit noch einem anderen, eigenhändigen Blatt – heute hierher transportiert wurde, ist dem freundlichen Entgegenkommen des Archivdirektors zu danken, dem ich denn auch versichert habe, daß wir keinesfalls unsere Finger auf die Schriftzüge drücken und unser Hautfett auf diesen Blättern hinterlassen würden. Die also können Sie hier betrachten, und es wird Sie dabei, hoffe ich, eine Aura anwehen, die doch am Film, am Foto oder gar am gedruckten Text nicht mehr haftet.

Damit lenke ich den Blick auf die Verse, welche ich Ihnen, mit Hilfe der Handschriften, etwas erläutern möchte.

Es gab für Goethe eine Zeit (sagte er zu Eckermann), wo er »mit Leichtigkeit« täglich 16 Druckseiten zustande brachte. Jetzt, beim Zweiten Teil des ›Faust‹: »Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur soviel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger.« Weit mehr als früher arbeitet er im Alter auf dem Papier. Er hält fest, was ihm einfällt, geht haushälterisch-sorgsam damit um. Mehr als 300 Teilhandschriften zum ›Faust II‹ blieben erhalten, und an kleineren Aufzeichnungen gab es gewiß noch viel mehr. Werkstattberichte sind das. So wie selbst die Hobelspäne einer Tischlerwerkstatt Aufschluß darüber geben können, wie da gearbeitet wurde. Beispielsweise bei den Worten der von Faust scheidenden Helena:

Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:

Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint

finden sich da allein für den zweiten dieser Verse (den Calderón auf Spanisch vorgegeben hatte) 11 verworfene Fassungen, und ihre

oft nur minimalen Abweichungen voneinander zeigen, welcher Präzisionsarbeit sich das Endergebnis verdankt. Von Fragen der Arbeitsweise abgesehen, werden solche Entwürfe, tastenden Versuche, Vorfassungen, aufgegebenen oder sich wandelnden Konzeptionen nun dadurch besonders interessant, daß sie in vielen Fällen die Absichten des endgültigen Wortlauts erhellen und dessen Verständnis aufhelfen. »Natur- und Kunstwerke (schrieb Goethe an Zelter) lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.«

In dem hier ausgelegten großen Manuskript des Zweiten Teils finden Sie die Seiten aufgeschlagen, auf denen die letzte Rede des sterbenden Faust im »Großen Vorhof« seines Palastes geschrieben ist (Verse 11559–11586). Zwei Niederschriften dieser Passage sind uns überliefert. Die erste, eigenhändige, die gleichfalls hier ausliegt, ist Teil einer vorläufigen größeren Reinschrift, welche ihrerseits schon vorangegangene Entwürfe und Teilhandschriften zusammenfaßt. Da hat der hundertjährige Herrscher erklärt, mit jedem Tage wolle er *Nachricht haben / Wie sich verlängt der ungeheure Graben*, und hatte Mephisto ihn unterbrochen, hatte halblaut geraunt: *Man spricht, wie man mir Nachricht gab, / Von keinem Graben doch vom Grab*. Und nun Faust, der das nicht recht gehört oder nur ungenau verstanden hat, insistierend:

Dem Graben, der durch Sümpfe schleicht

Und endlich doch das Meer erreicht.

Gewinn ich Plaz für viele Millionen

Da will ich unter ihnen wohnen,

Auf eignem Grund und Boden stehn.

Ich darf zum Augenblicke sagen:

Verweile doch du bist so schön!

Es kann die Spur von meinen Erdetagen

Nicht in Aeonen untergehn.

Der *ungeheure Graben* ist als ein riesiger Entwässerungskanal zu verstehen, welcher die versumpfenden Marschen in Fausts dem Meer schon abgerungenem Neuland bewohnbar und kultivierbar

machen soll für *viele Millionen*. Dort will er, nach dem Wortlaut dieser 1. Fassung, *Auf eigenem Grund und Boden stehn*. Zweifellos entspricht das seinem früher ausgesprochenen Verlangen: *Herrschaft gewinn ich, Eigentum!* Und im Blick auf die nachfolgenden Veränderungen des Verses von *eigenem Grund und Boden* wird wichtig, daß Faust auch hier sich selbst, keineswegs jedoch die anzusiedelnden *Millionen* als Grundbesitzer denkt. Immerhin, mit den Worten dieses Autokraten, er wolle *unter ihnen wohnen*, wird ein ungewohnter Ton vernehmbar.

Auf dem gleichen Blatt ist nun ein Zusatzwort eingebracht worden. Also lautet (bei zunächst noch gleichbleibendem Kontext) die 2. Fassung der fraglichen Stelle:

Auf wahrhaft eigenem Grund und Boden stehn.

Nur den *Strand* des Kaiserreichs hatte Faust als Lehen erhalten. So dürfte das zugefügte Wort sein inzwischen dem Meer abgewonnenes Land als *wahrhaft* ihm eigenes, nämlich lehnsunabhängiges meinen. Doch dabei bleibt es nicht. Das neue Attribut *wahrhaft* zieht auch ein neues Adjektiv nach. Diese 3. der überlieferten Fassungen findet sich in der großen Reinschrift – also bereits im endgültigen Kontext der Faustrede, welche hier von anfänglichen 9 Versen auf ganze 28 erweitert worden ist. Da heißt es nun (zunächst):

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,

Auf wahrhaft freyem Grund und Boden stehn.

Wird die Rede von *wahrhaft eigenem* hier durch die von *wahrhaft freyem Grund und Boden* ersetzt, tritt der anfangs apostrophierte Aspekt von *Herrschaft* und *Eigentum* offensichtlich in den Hintergrund. Und eine tief eingreifende Veränderung bahnt sich an. Anders als die anfängliche Wendung *auf eigenem Grund und Boden* bedarf die Rede von *freyem Grund und Boden* des vorangestellten Zusatzes *wahrhaft* eigentlich nicht mehr. Und: das neu ins Spiel gebrachte ›frei‹ ist ein Wort, welches in der Goethe-Zeit unweigerlich politische Konnotationen heraufführt. Dem folgend wird im nächsten Schritt *wahrhaft* gestrichen. Ebenso das eigentumsbezogene: *und Boden*. Statt dessen wird nun eingesetzt (von Eckermanns Hand, gewiß nicht aus Eckermanns Geist): *mit freyem*

Volke. Die anfängliche, jetzt getilgte Wendung von den *vielen Millionen* geht darin auf. Unsere 4., die endgültige Fassung lautet also:

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,

Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn.

Die Worte *Freyheit* und *frey*, die viermal in Fausts letzter Rede stehen, eröffnen einen weiten Auslegungsspielraum (und die Interpreten haben ihn weidlich genutzt). Wichtig ist dabei die Bedeutungsverschiebung, die sie seit 1789 erfahren haben. 1765 konnte HERDER noch erklären, man denke »bei dem Worte Freiheit anders als die Alten« – nämlich nicht mehr daran, »selbst das Rad des Staates lenken zu wollen« und »keine Namen über sich zu dulden«. Was sich »heut zu Tage jeder Patriot wünschet«, sei vielmehr »eine feinere und mäßigere Freiheit«: »unter dem Schatten des Thrones seine Hütte und Weinstock in Ruhe genießen zu können, und die Frucht seines Schweißes zu besitzen«. HEGEL aber, 1802: »Da seit zehn Jahren ganz Europa seine Aufmerksamkeit auf das fürchterliche Ringen eines Volks nach Freiheit heftete und ganz Europa in allgemeiner Bewegung deswegen war, so kann es nicht anders sein, <als> daß die Begriffe über Freiheit eine Veränderung erlitten und <sich> aus ihrer Leerheit und Unbestimmtheit geläutert haben.« – Als der alte Goethe die Worte von *freyem Grund* und *freyem Volke* in Fausts letzte Rede schrieb, mußte er wissen, ja: wollen, daß seine Leser (diese Zeitgenossen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, der französischen Revolution, der preußischen Aufhebung von grundherrschaftlicher Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit) Vorstellungen an diese Verse knüpften, die sich in der Tat aus ihrer früheren »Leerheit und Unbestimmtheit geläutert« hatten.

Aber: *Sprich <...> Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!* – das ließ Goethe (in einem der Paralipomena) seinen Mephisto sagen; diese Losungen der Französischen Revolution machte er sich keineswegs zu eigen. Woran er selber bei der letzten Fassung unseres Faust-Verses dachte, mag einem Fachbuch (von Johann Georg Büsch, 1796) zu entnehmen sein, in dem er sich damals über die in eben diesem 5. Akt zur Rede stehende Wasserbautechnik und Landgewinnung in-

formierte. Von den alten Deichbauern an der Nordseeküste hieß es dort: »Sie waren freie Völker; und hat je ein Volk Recht zur Freiheit, hat je eine Eroberung Recht zum ungekränkten Besitz der eingenommenen Wohnsitze gegeben, so waren es diese über das Meer gemachten Eroberungen, diese Zueignung des Geschenks, das man aus den Händen der Natur genommen und durch eine andern Völkern unbekannte Kunst zu benutzen gelernt hatte.« Weit eher als an das *Volk* im Sinn einer staatsbildenden Nation und an dessen »republikanische« Verfassung mag Goethe bei Fausts Versen an eine große Siedlergemeinschaft solcher sogenannten »Freisassen« gedacht haben – wie man sie zu seiner Zeit längst schon durch Befreiungen von Lasten, Abgaben, Frondiensten in öde oder sumpfige Landstriche und überschwemmungsbedrohte Marschen gezogen hat.

Freilich spricht Faust in seiner letzten Rede von Künftigem: *Im Vorgefühl von solchem hohen Glück / Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick*. Und Sie haben anhand der Ihnen vorliegenden Handschriftenblätter wohl bemerkt, wie gegenüber der indikativischen Entwurfsfassung (*Ich darf zum Augenblicke sagen ...*) die Reinschrift das durch ihre Konjunktive verstärkt und verdeutlicht: *Das Letzte wär das Höchsterrungene*. Und: *Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, / Auf freyem Grund* <möcht ich> *mit freyem Volke stehn. / Zum Augenblicke dürft' ich* <dann> *sagen ...* Dem folgend hat man seine *den höchsten Augenblick* vorwegnehmenden, visionären Worte geradewegs als eine geschichtsprophetische Vision verstehen wollen, eingebracht in die »Faust«-Dichtung, aber doch weit hinausweisend über dieses Spiel. So (einem schon seit 1870/71 sich ausprägenden Deutungsmuster folgend) noch in den letzten Jahren, im Westen wie im Osten. Beispielsweise erklärte 1976 ein Hamburger Literaturhistoriker: Hier »repräsentiert Goethesche Dichtung bürgerliche Ideologie im Prozeß des Übergangs zur sozialistischen«. Oder 1983 sein englischer Kollege: »Faust's final speech is a prophecy of Marxism.«

Auf solche Weise, als vorgebliche Geschichtsprophetie des alten Goethe, hat diese Faustrede in der parteiamtlich verordneten Kulturpolitik der DDR eine bedeutende Rolle gespielt. Sie war das

Paradestück ihrer ›Erbe‹-Doktrin, die geradezu auf einen kulturellen Alleinvertretungsanspruch hinauslief. Einer der ehemaligen Generaldirektoren der ›Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur‹ hier in Weimar hat – wieder nur beispielsweise – über die zur Rede stehenden Verse verfügt: »wahrhaft frei ist der Grund und Boden, wenn er dem freien, dem befreiten Volke gehört, und wahrhaft frei ist das Volk, wenn ihm der Grund und Boden gehört.« Und weiter (nun in einem so grauenhaften Deutsch, daß seine Sätze sich selber dekuvirieren): »Wechselbeziehungen in der objektiven Entwicklung gesellschaftlicher Prozesse sind philosophisch tief erfaßt und künstlerisch meisterhaft in knapper Form zusammengezogen. Die Verantwortung des Schriftstellers vor seiner Zeit wurde energisch wahrgenommen und doch zugleich auch auf zukünftige Epochen ausgerichtet {...}, weil er die Sozialstruktur einer künftigen Gesellschaft deutlich genug als die einer nicht mehr bürgerlichen konturiert. Dies ist der Punkt, an dem Goethe als Künstler den ideologiegeschichtlich weitesten Vorstoß seines Lebens unternimmt.«

Das ist für lange Jahre zum Staatsdogma erhoben worden durch eine Rede, welche der Staatsratsvorsitzende Ulbricht 1962 unter dem Titel ›An die ganze deutsche Nation!‹ dem ›Nationalrat der Nationalen Front‹ vortrug. Fausts Worte von *freiem Grund* und *freiem Volke* wurden da als ein visionärer Vorschein der stalinistischen Bodenreform und »Bauernbefreiung« ausgegeben. Ein entsprechend befreiter künftiger gesamtdeutscher ›Arbeiter-und-Bauern-Staat‹ wurde da als »der dritte Teil des ›Faust‹« angekündigt (den Goethe noch nicht hätte schreiben können, »weil die Zeit dafür noch nicht reif war« – den er aber genialisch vorausgeahnt und eingefordert habe). Die »antinationalen und reaktionären Kräfte in der westdeutschen Bundesrepublik« hingegen hat Ulbricht damals – entsprechend dem großen verpestenden Sumpf, den der greise Faust noch trockenlegen möchte – als einen »Sumpf kapitalistischer Ausbeutung« bezeichnet, als einen »Herd der Kriegs- und Revanchepolitik«, welcher »die Atmosphäre verpestet« und also »beseitigt« werden müsse.

Eben das sollte die Inschrift besagen, die damals am südlichen Eingangsgebäude der ehemaligen Stalinallee angebracht wurde. Eine photographische Abbildung liegt Ihnen vor (hier Seite 90). Da erscheinen unsere beiden Verse nun isoliert von allem Kontext, und das Pathossignal eines Ausrufzeichens ist ihnen hinzugegeben (bei dem man fast an den übergroßen Zeigefinger Johannes des Täufers denken könnte, der auf dem Isenheimer Altarbild zum Gekreuzigten weist):

SOLCH • EIN • GEWIMMEL • MÖCHT
ICH • SEHN, • AUF • FREIEM • GRUND
MIT • FREIEM • VOLKE • STEHN!

Was die im authentischen Wortlaut wiedergegebenen Verse gleichwohl als Fälschung entlarvt, ist der szenische Zusammenhang, der bedeutungsregulierende Kontext, in den der Dichter sie gestellt hatte. Dabei bleibt unstreitig wahr, daß Fausts letzte Rede visionäre Züge trägt. *Im Vorgefühl* hat er gesprochen, vorausschauend auf *ein paradiesisch Land*. Goethe hat diesen Sterbenden dem biblischen Modell des Mose nachgebildet, den der Herr aus der Ferne das gelobte Land schauen ließ, das Land der Verheißung, in dem Milch und Honig fließen: »Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen. So starb Mose, der Knecht des Herrn« (Dtn 34, 4f.). Die ungebrochene Tätigkeitskraft des strebend-irrenden Faust, sein unbeugsamer, ja hybrider Selbstbehauptungswille (*Es kann die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Aeonen untergehn*) geht bis ans Ende doch gegen das, was Mephisto preist: ein *reines Nichts* und *das Ewig-Leere*, gegen das Chaos, welches die Schöpfung wieder zu verschlingen droht. Auch das kommt in seinen letzten Versen zu Wort und behauptet sich, buchstäblich bis zum letzten Augenblick. Als utopische Energie. Aber es gehört zu den eigenartigen, großartigen Zügen der Goetheschen Altersdichtung, daß sie so doppeldeutig oder vielschichtig, obenhin so in sich selber widersprüchlich erscheint, wie das Menschenleben und Erdetreiben, welches dieser »ethisch-ästhetische Mathematiker« (wie er selber sich doch nannte) mit seinen poetischen »Formeln« erfaßt.

Denn Fausts letzte Verse bleiben rollengebunden (sind also durchaus nicht als Goethes eigene Worte zu nehmen), und der Autor hat sie mit entschiedenen Vorbehalten umstellt, mit tiefer Ironie, mit Hoffnungslosigkeit umdüstert. Unzweideutig stellt die Szene vor Augen, daß der sterbende Faust hier keineswegs in einem einsamen ›Schlußmonolog‹ zu sich selber spricht und sich bekenntnishaft offenbart. Er adressiert seine Worte. Mephisto, der die *Arbeiter*, die *Knechte* noch bei Nacht aus den Hütten aufjagen und zum *Grabenbau* kommandieren sollte, hat nur die Lemuren in den *großen Vorhof* geholt, läßt sie ein *Grab* ausmessen und schaufeln. Da tritt der alte Mann aus seinem Palast, *tastet an den Türpfosten*, und macht durch diese von der Regieanweisung bezeichnete, wunderbar genau beobachtete Blinden-Geste selber kenntlich, daß er die vor Augen liegende Wirklichkeit gar nicht mehr wahrzunehmen vermag. Wahrhaft verblendet richtet er seinen von keiner Sorge gelähmten tätigkeitsbesessenen Durchhaltewillen am *Geklirr der Spaten* auf und raunt sich die Selbstbestätigung zu, daß hier das Arbeiterheer seiner Kanalbauer ihm *frönet*. Taub für Mephistos *bei Seite* und *halblaut* gesprochene zynische Richtigstellungen, erteilt er diesem *Aufseher* seine herrischen Anweisungen (*Arbeiter schaffe Meng' auf Menge, / Ermuntere durch Genuß und Strenge, / Bezahle, locke, presse bei!*). Und dann die letzte große Kraftanstrengung eines greisenhaft hinfälligen Gewaltherrschers, der noch immer seinem Traum vom *Weltbesitz* anhängt: Eine in mächtige jambisch-fünfhebige Verse gefaßte Rede, zu demagogischem Pathos sich steigernd, von den Stufen des Palastes her an die *Menge* gerichtet, die er zu tätigem *Gemeindrang* begeistern und zum totalen Arbeitseinsatz mobilisieren will – mit Verheißungen, welche die real existierenden Lebensbedingungen als bloßen Übergangszustand erscheinen lassen, visionäre Perspektiven eröffnen, zu neuen Ufern weisen. Und vor ihm steht allein Mephisto mit einer Handvoll schlotternder Lemuren, die nur noch darauf warten, daß er zusammenbricht. – Wenn man diese Sterbeszene und Fausts letzte Rede denn als eine Art Geschichtsprophetie ansehen will, sollte sie uns mittlerweile doch sehr andere politische

Vorgänge vor Augen rufen, als Ulbrichts Inschrift in der Stalinallee behauptet.

In der Tat wird hier wohl so etwas wie ein prognostisches Vermögen der Dichtkunst spürbar. Das meinte der ›Faust‹-Autor selber, als er von den späteren Lesern seines Werkes erklärte, sie würden aufgrund zunehmender eigener, neuer Welt- und Lebenserfahrungen hier »sogar mehr finden, als ich geben konnte«. Insofern ist dieser Zweite Teil der ›Faust‹-Tragödie, dessen Reinschrift in dem an Erinnerungsstätten so reichen Weimar oben am Stadtrand im Archiv gehütet wird, weit mehr als ein Museumsstück. Auch von ihm gilt, was Goethe von der ›Agamemnon‹-Tragödie des Aischylos gesagt hat: »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« seien da »so glücklich in eins geschlungen, daß man selber zum Seher wird«, und das sei »doch am Ende der Triumph aller Poesie, im Größten wie im Kleinsten.«